


Bausteine einer möglichen Zukunft „Digitaler Geisteswissenschaften“ Technikzukünfte, Hochschulwandel, Dritte Kultur

Christian Schröter, geb. Vater

 <https://orcid.org/0000-0003-1367-8489>

Abstract Die Digitalisierung verändert Methode, Material und Organisation der Geisteswissenschaften. Der vorliegende Beitrag skizziert Bausteine denkbarer Szenarien möglicher Technikzukünfte digitaler Geisteswissenschaften, sowie notwendige Voraussetzungen als auch Grenzen ihrer Entwicklung. Im Fokus des Erkenntnisinteresses stehen hierbei ihr disziplinärer und organisatorischer Status, auch die Fragen nach Eigenständigkeit, integrativer Kraft oder dem Risiko ihrer vermeintlichen Obsoleszenz in einer „Dritten Kultur“.

Keywords Digital Humanities, Digitale Geisteswissenschaften, Digitalisierung, Problemata, Technikzukünfte, Zukunft

„Wer seine Erwartung zur Gänze aus seiner Erfahrung ableiten zu können glaubt, der irrt. Wenn es anders gekommen als erwartet, dann ist man eines Besseren belehrt. Wer aber seine Erwartung nicht auf Erfahrung gründet, der irrt ebenfalls. Er hätte es besser wissen können.“
(Reinhardt Koselleck 1979, 357f.)

Die Gegenwart eignet sich nicht für zuverlässige Zukunftsprognosen – dennoch gab es selten einen so großen Orientierungsbedarf wie jetzt. Dies mag an der viel besprochenen Unübersichtlichkeit und Komplexität unserer sich rasch wandelnden Lebens- wie Medienwelt liegen. Die Disruption, die wir mit der Digitalisierung verbinden, ist hierbei groß, und sie betrifft unsere Produktivkräfte wie unsere Kommunikation, vielleicht unsere kognitiven Gewohnheiten, auf jeden Fall unsere politischen Systeme. Der imaginierte Blick aus „einer fernen Zukunft auf die Menschheitsgeschichte“ zurück wird die „digitale Revolution“ des 21. Jahrhunderts mit ihrer Nutzung Künstlicher Intelligenz einst genauso einzuordnen wissen wie den Übergang in die sesshafte „Agrarkultur mit Ackerbau und Viehzucht in der Jungsteinzeit“ oder ins „Maschinenzeitalter auf Grundlage fossiler Energieträger im 19. Jahrhundert“, was

von „apokalyptischen Ängsten, aber auch euphorischen Erwartungen“ begleitet wird (Nida-Rümelin/Weidenfeld 2018, 15). Kultur, verstanden als „historisch veränderliche[r] Zusammenhang von Kommunikation, Gedächtnis und Medien“ (Assmann/Assmann 1994, 114), ist davon nicht entkoppelt, als Gesellschaft sind wir nach „Oralität“, (Hand-)„Schriftlichkeit“ und „Druckwesen“ in die „Elektronik“ eingetreten, wobei dieser Zustand „heiß“ sei, also evolutionär und dynamisch (Assmann/Assmann 1994, 131f., im Rückgriff auf Claude Lévi-Strauss). In der Gegenwart durchleben wir mit der Digitalisierung genau diese tiefgreifende Zäsur unserer Medialität und Materialität, die unseren ‚Zeitgeist‘ prägt und in allen Bereichen des Lebens als Wandel spürbar ist. Unsere „technischen Medien“ nutzen dabei „physikalische Prozesse, die die Zeit menschlicher Wahrnehmung unterlaufen und nur im Kode neuzeitlicher Mathematik überhaupt formulierbar sind“ (Kittler 2004, 3350), und würden sich dabei – so orakelt Friedrich A. Kittler – zunehmend selbständig machen, „bis schließlich eine künstliche Intelligenz zur Interzeption möglicher Intelligenzen im Weltraum schreitet“ (Kittler 2004, 3354).

Vielleicht ist uns während der Digitalisierung aber auch zunehmend das Konzept einer Zukunft überhaupt, selbst einer prekären, abhandengekommen. Florian Arnold macht uns jüngst mit Blick auf Digitalität darauf aufmerksam, dass wir „im Umgang mit Künftigem insbesondere unsere endliche Gegenwart inmitten einer wandelnden Welt erfahren“ (Arnold 2024, 409). Algorithmus, digitalisierte Praktiken und Simulation würden dazu führen, diesen „Zukunftshorizont in unserem Alltag“ umzugestalten: „Der Horizont verengt sich auf zu Erwartendes, das dadurch gerade immer unausweichlicher und bedrohlicher wirkt“ (Arnold 2024, 409). Dieser „Bedrohlichkeit“ kann man aber in der Gegenwart durchaus entgegenwirken, indem auf Grundlage der Erfahrungen der Vergangenheit ein Horizont möglicher Zukünfte eröffnet wird, vor dem wohlabgewogene Planungen zumindest möglich werden. Eine Herausforderung jeder Zukunftsprognose ist hierbei aber schon die Historizität unseres Zeitbegriffs selbst.

1. Zukunft und Technikzukünfte – Caveat: Es kommt anders

Unsere Zeitbegriffe selbst sind menschengemacht, haben eine eigene Geschichte und können sich deshalb historisch wandeln. Genauso wie andere privilegierte Begriffe – denken wir an ‚Raum‘ oder ‚Wahrheit‘ –, sind die mit einer Änderung dieses ‚Grundlagenbegriffs‘ einhergehenden epistemischen Verschiebungen mitunter gravierend. War es doch noch in der attischen Antike üblich, ‚Zeit‘ – ohne Binnendifferenzierung von Zeitebenen – im Gegensatz zur ‚Ewigkeit‘ zu denken, und in Bezug auf beobachtbare Bewegungen (κίνησις) als Folge von Veränderungen zu beschreiben. Erst das Zeitmodell des Augustinus lässt dann die erlernte Gegenwärtigkeit (*praesens*) der Zeitebenen ‚Vergangenheit‘, ‚Gegenwart‘ und ‚Zukunft‘ als Gedächtnis (*memoria*),

Erfahrung (*contuitus*) und Erwartung (*expectatio*) zu – mehr aber auch nicht (vgl. Link 2004). Die Neuzeit wird nun – folgen wir Reinhardt Koselleck – erst dadurch ‚Neuzeit‘, dass sie für sich die Zeitstruktur der Zukunft entdeckt, und zwar dadurch, dass sich „die Differenz zwischen Erfahrung und Erwartung zunehmend vergrößert, genauer, [...] seitdem sich die Erwartungen immer mehr von allen bis dahin gemachten Erfahrungen entfernt haben“ (Koselleck 1989 [1979], 359). Dies ist durchaus auch im Sinne einer ‚Erfindung des Fortschritts‘ zu verstehen. Indem wir „Vergangenheit und Zukunft auf ungleiche Weise ineinander verschränken“, erzeugen wir in unserer jeweiligen historischen Gegenwart eine wechselhaft sinnstiftende „prognostische Struktur“ (Koselleck 1979, 359). Auch wenn jedes Ereignis in seiner Einmaligkeit neu sei, gäbe es „Strukturen, die sich durchhalten, und es gibt Prozesse, die anwähren: Beide bedingen und überdauern die jeweiligen Einzelereignisse“ (Koselleck 2000, 207) – und dies führe zu „verschiedenen Geschwindigkeiten des Wandels“ (Koselleck 2000, 207). In einer technischen Zivilisation ist also der Blick in die Zukunft prognostisch strukturiert und mit einer Erwartung des Fortschritts verbunden, der aber in verschiedenen Weltbereichen unterschiedlich eintreten kann. Wie kann diese komplexe Erwartung nun aber geprüft werden?

Eine an Empirie orientierte Geschichtswissenschaft schlägt hierzu vor, sich an der Zielsicherheit vergangener Zukunftsprognosen zu orientieren, wie sie zum Beispiel für das Jahr 2000 – immerhin das Millennium – getroffen wurden. Diese waren aber auch in ihrer technologischen Dimension notorisch unzuverlässig: Selbst wenn „vergangene Zukunftsentwürfe“ rekonstruiert werden können, bleibt stets zu fragen, in wie weit und ob sie überhaupt realisiert worden sind – und ob es einen guten Grund geben könnte, anzunehmen, dass die Zukunftsentwürfe der Gegenwart präziser wären als die vergangenen (vgl. Popplow 2020, 41). Denn „zuminst diese Lehre lässt sich sicher aus der Geschichte ziehen: Viele aktuelle Zukunftsentwürfe werden sich im Nachhinein als unzutreffend erweisen, einige werden hier und da ein Körnchen Wahrheit enthalten und nur in Ausnahmefällen werden sie voll ins Schwarze treffen“ (Popplow 2020, 41).¹

Wie kann man sich nun aber der Zukunft der digitalen Methoden in den Geisteswissenschaften nähern, vor allem wenn es darum geht, in der Gegenwart und nicht entkoppelt von unserem Wissen über die Vergangenheit kluge Entscheidungen zu treffen? An die Stelle der ‚Prognose‘ könnte die ‚Technikfolgenabschätzung‘ treten, also ein wissenschaftliches, erprobtes und vor allem auf maximale Nachvollziehbarkeit angelegtes, auch partizipatives Verfahren der orientierenden Beratung von Gesellschaft und Politik.² Ein Verfahren dieser Art würde allerdings den hier vorgegebenen

1 Für einen kritischen Rückblick auf „Humanities 2.0“ und die damit verbundenen Zukunftsvorhersagen vgl. Davidson 2012.

2 Zur Definition Grunwald 2023, 173: „Technology assessment (TA) aims at investigating the consequences of today’s decisions with regard to new technology for providing orientation and advice to society and policymakers.“

Rahmen sprengen, gerade wenn „wertsensible“ Analysen“ die „Beteiligung interessierter und betroffener Einzelpersonen und Gruppen und sogar der allgemeinen Öffentlichkeit“ methodisch verlangen (Paschen 1999, 82). Es kann aber durchaus ein Beitrag zu einer „maieutischen Systemanalyse“ geliefert werden, bei der die „Problemstellung nicht vorformuliert übernommen“, sondern schrittweise gemeinsam mit den Betroffenen durchaus teilnehmend entwickelt wird (Krauch 2011, 156). Es kann sich dabei im aktuellen Reifegrad nur um Bausteine handeln – jedoch Bausteine eines gewissen Wertes, die, vielleicht auch der einer „partly baked idea, abgekürzt PBI“ (zu vermessen mit Good 1965, 9), und in eine Modellierung verschiedener Szenarien eingehen können. Ein Szenario³ kann dazu dienen, verschiedene Aspekte einer „future history“ zu erkunden (Kahn 1962, 143). Es dient hierbei – und darauf verweist schon seine Herkunft aus dem Bereich des Theaters – stets der „Sichtbarmachung“ des bisher Ungesehenen oder Unsichtbaren. Szenarien sind „Labore des Medialen“, ihre Erstellung ein „Probegedanken“ und „strategisch-erprobtes Verhalten, das in divergierende Zukünfte hineingedacht wird“ (Wolfsteiner, 2018, 40). Ihr Ort in der Zeit liegt als „aktuelles Perzept und vorgängiges Wissen“ zwischen „Wahrnehmung (*aisthesis*) und Zeichenprozess (*semiosis*)“ (Wolfsteiner 2018, 40).

Als Bausteine einer möglichen Szenariogestaltung werden im Rahmen des vorliegenden Textes auf Grundlage teilnehmender Beobachtung folgende Elemente vorgeschlagen: (a) Digitalität und Digitalisierung mit Foki auf Algorithmizität und (Forschungs-)Datenkuratierung als ‚Technikzukünfte‘ und (b) Strukturen disziplinären Wandels als ‚Hochschulzukünfte‘ mit Foki auf einer Standortbestimmung der Digital Humanities und einer Entwicklung Digitaler Geisteswissenschaften, unter besonderer Berücksichtigung der Risiken ‚Arbeitsmarkt‘ und ‚Dritte Kultur‘.⁴

3 Zur Definition Kahn 1962, 143: „A scenario results from an attempt to describe in more or less detail some hypothetical sequence of events. Scenarios can emphasize different aspects of ‚future history‘. Some scenarios my explore and emphasize an element of a larger problem such as crisis or other event wich could lead to war, [...]“

4 Der Fokus dieses Textes liegt auf dem deutschsprachigen Raum, seine Perspektive ist die auf die *hiesige* traditionelle Universität. In den Digital Humanities – und vielleicht ganz besonders in diesen – gibt es aber seit deren Formierung ausführliche Diskussionen über die Berücksichtigung nicht-europäischer, globaler oder indigener Praktiken und Bedarfe; vgl. Brown et al. 2023; Fiormente et al. 2022; Noble 2019.

2. Bausteine möglicher Zukunftsszenarien Digitaler Geisteswissenschaften. Digitalität und Digitalisierung als Rahmenbedingungen

Bemerkenswert klar und weitsichtig hat Felix Stalder bereits 2016 seine grundlegende Darstellung dieser neuen ‚Kultur der Digitalität‘ veröffentlicht. Im Zentrum stehen hier nicht die Technik oder die Zukunftsentwürfe – auch wenn diese nicht vernachlässigt oder gar ignoriert werden –, sondern die sozialen, gesellschaftlichen Strukturen und durch diese vermittelte Praktiken, die es notwendig machen, von ‚Digitalität‘ eben nicht nur als kulturellem Phänomen, sondern als ‚neuer Kultur‘ zu schreiben. Wenn Stalder diese Entwicklung als ‚kulturell‘ charakterisiert, ist damit ein Wandel gemeint, der ein „Wachstum der Wissensökonomie“ (Stalder 2016, 24) ganz im Sinne Manuel Castells mit sich bringt, aber auch eine „Erosion der Heteronormativität“ (Stalder 2016, 39) und eine Reperspektivierung „jenseits von Zentrum und Peripherie“ (Stalder 2016, 49). Den Beginn dieser Entwicklung setzt er im 19. Jahrhundert an, ab dem sich – in einer „Gesellschaft, [die] auf komplexe Informationstechnologien angewiesen ist, um konstitutive Prozesse zu organisieren“ (Stalder 2016, 68) – eine zunehmende Verwebung von technischer und organisatorischer Entwicklung in einer „Technologisierung der Kultur“ verdichte. Aus dieser Perspektive ist es in der Tat nichts Neues (vgl. Stalder 2016, 68), dass mit den drei in unserer Zeit zu unterscheidenden „Formen der Digitalität“ (Stalder 2016, 95) auch neue Praktiken der Wissens-erzeugung entstehen müssten, deren jeweilige Andersartigkeit dann den technischen Voraussetzungen folgen oder zumindest mit ihnen korrespondieren würde.

Diese drei Formen – „Referentialität“, „Gemeinschaftlichkeit“ und „Algorithmizität“ – bilden Stalder zufolge erst im Verbund die Voraussetzung, überhaupt von „der Kultur der Digitalität im Singular“ zu sprechen (Stalder 2016, 95): Die Fähigkeit des Einzelnen, sich „in kulturelle Prozesse einschreiben und sich als Produzenten konstituieren zu können“ (Stalder 2016, 95), die Möglichkeiten, „geteilte soziale Bedeutung“ herzustellen (Stalder 2016, 95) und „jene Aspekte der kulturellen Prozesse, die durch von Maschinen ausgeführte Handlungen (vor-)geordnet sind“ (Stalder 2016, 95f.). Neben multimediale und digitale, somit universelle Schreib-Lese-Techniken und die weltweit verbindenden Netzwerke sowie die eingekoppelten Datenspeicher – also neben einen guten Wordprozessor und das World Wide Web –, trete mit Algorithmen die Transformation von „unüberschaubaren Daten- und Informationsmengen, die heute viele Bereiche des Alltags prägen, in Dimensionen und Formate, welche von der menschlichen Wahrnehmung überhaupt erfasst werden können“ (Stalder 2016, 96). Denn in der Tat: „Es ist unmöglich, Milliarden Webseiten sinnerfassend zu lesen“, weshalb die „Datenflut (Big Data)“ reduziert, transformiert und in eine Form übersetzt werden müsse, „die Menschen verstehen können (Small Data)“ (Stalder 2016, 96). Die „Nutzung bestehenden kulturellen Materials für die eigene Produktion“ (Referenzialität), ein „kollektiv getragene[r] Referenzrahmen“, der „Bedeutungen stabilisiert,

Handlungsoptionen generiert und Ressourcen zugänglich“ macht (Gemeinschaftlichkeit) und „automatisierte Entscheidungsverfahren, die den Informationsüberfluss reduzieren und formen, so dass sich aus den von Maschinen produzierten Datenmengen Informationen gewinnen lassen, die der menschlichen Wahrnehmung zugänglich sind und zu Grundlagen des singulären und gemeinschaftlichen Handelns werden können“ (Algorithmizität), verbinden sich so zur neuen Digitalen Kultur, die auch immer eine Kultur des Wissens, seiner Erzeugung, Vermittlung, Bewahrung und Revision ist. Eine Besonderheit sind die „von Menschen und Maschinen generierten riesigen Datenmengen“, angesichts derer wir ohne Algorithmen „blind“ wären (Stalder 2016, 13).

2.1 Fokus I: Algorithmizität. Gibt es eine Grenze der Berechenbarkeit?

Die Frage, ob und inwiefern es sinnvoll ist, Material der Geisteswissenschaften zu quantifizieren und somit abzählbar und für algorithmische Behandlung zugänglich zu machen, spiegelt die Grundlagenfrage der Mathematik, ob sich für die wissenschaftliche Beforschung algorithmischer Verfahren das passende Material in den ‚angewandten‘ Wissenschaften (und eben nicht in einem unstofflichen und überzeitlichen Ideenraum) finden lässt. In seiner Antrittsrede zur Aufnahme in die Heidelberger Akademie der Wissenschaften berichtete Willi Jäger auch aus seinen Erfahrungen als Gründungsleiter des Interdisziplinären Zentrums für Wissenschaftliches Rechnen (IWR) mit Anwendungsfällen: „Die enge Verbindung von Theorie und Anwendung begründet sich auch auf die Überzeugung, daß die Prozesse in der Natur auf besondere mathematische Strukturen führen.“ (Jäger 2009 [1995], 737) Die Hoffnung darauf, dass mathematische Strukturen eben nicht arbiträr, sondern in der Natur zu finden seien, sei durch fruchtbare Anwendungen in den Naturwissenschaften bestätigt worden, „obwohl die Mathematik in vielen Aspekten auch den Geisteswissenschaften nahesteht“ (Jäger 2009 [1995], 737). Diese Nähe berechtigt Jäger dann auch zu einer eigenen Prognose: „Vielleicht gelingt sogar ein gemeinsames Unternehmen mit Geisteswissenschaftlern“ (Jäger 2009 [1995], 738).

Die Entfaltung der Digital Humanities, verstanden als computergestützte Forschung in den Geisteswissenschaften, kann als Einlösung dieses Programms gesehen werden – wenn nicht des Universalismus, dann doch zumindest der Übersetzungsleistung der Mathematik. Es wirkt in der Gegenwart, als habe sich ‚Leibniz‘ Traum‘ (vgl. Davis 2001) nach vielen Generationen erfüllt und die „neuezeitliche Philosophie mit ihrem Programm der Operationalisierung des Geistes“ (Gramelsberger 2023, 23) ihr Ziel erreicht. Die „grundlegende Frage der Neuzeit“ nach „klarer Erkenntnis“ münde in „den Methoden respektive Prozessen der Klärung der Erkenntnis“ (Gramelsberger 2023, 23) – und diese ist Gramelsberger zufolge auch für eine digitale Geisteswissenschaft zentral.

Eine prinzipielle Grenze der Digitalisierung fällt jedoch mit den Grenzen der Berechenbarkeit zusammen. Solange Rechengert verwendet wird, das dem Modell der Turing-Maschine folgt, kann diese prinzipielle Grenze nicht überschritten werden (vgl. Hermes 1971; Schröter 2024a). Mit dem Modell unserer Rechenmaschinen hängt auch eine zweite Grenze zusammen: Um ein Problem mit den Mitteln der Informatik behandeln zu können, muss es vorher in eine für den Computer ‚lesbare‘ Sprache übersetzt und somit ‚codiert‘ werden. Da Computer operative Symbolmaschinen sind, setzt ihre Nutzung einen strengen Gebrauch eines diskreten – also klar notierten und deutlich abgegrenzten – Symbolsystems voraus. Die Übertragung der Fragen der Geisteswissenschaften in ein derart zubereitetes Symbolsystem für computergestütztes Problemlösen ist allerdings nicht trivial.⁵ Die ‚Verdatung‘ von Material ist immer ein hochgradig prekärer Prozess wissenschaftlicher Praxis (Schröter 2024b; vgl. Geiger 2023), in dem sich *bias* ausdrückt und der wünschenswerte Unterschiede und Vielfältigkeiten einebnen kann. Datengetriebene Verfahren, die immens große Datenmengen nutzen, erzeugen so in hohem Maße eine datenabhängige, vielleicht ‚epistemische‘ Ungerechtigkeit.

Eine zweite Grenze wurde bereits 2021 von einer Gruppe von Spitzenforscher*innen der Künstlichen Intelligenz abgesteckt:⁶ Die Auswertung enorm großer Datenmengen bringt immense ökologische Kosten in Form von Energieverbrauch mit sich. Emily M. Bender, Timnit Gebru, Angelina McMillan-Major und Shmargaret Shmitchell (ein Pseudonym) machten deutlich: „[...] the amount of compute used to train the largest deep learning models (for NLP⁷ and other applications) has increased 300,000x in 6 years, increasing at a far higher pace than Moore’s Law“ (Bender et al. 2021, 612). Dies bedeutet, dass die Rechenkraft, die für die Einrichtung zum Beispiel eines ‚Großen Sprachmodells‘ (wie GPT-4) eingesetzt werden muss, sogar die Entwicklung von Computerhardware hin zu höherer Effizienz – was das ‚Moore’sche Gesetz‘ seit den 1960er Jahren als exponentielles *power law* beschreibt – bei Weitem übersteigt. Die Energie, die für das Training eines erweiterten Chatbots genutzt wird, kann so auch von Ingenieursmeisterleistungen in der Halbleiter- und Nachrichtentechnik nicht eingeholt werden. Bender und ihre Kolleg*innen raten daher zur unbedingten Mäßigung und zu gut vorbereiteter und vor allem zielgerichteter Forschung (Bender et al. 2021, 618).

Zudem schlagen sie vor, den Fokus von einem Überbietungswettbewerb der quantifizierten Leistungsfähigkeit von Systemen zu ihrer verständigen und nachvollziehbaren Nutzung zu verschieben. Dies bedeutet, datengetriebene Verfahren und beispielhaft KI-Technologie immer im Verbund von Mensch und Maschine,

5 Man denke nur an die Vielfalt der Bedeutungsnuancen natürlicher Sprache und die Schwierigkeiten der Fixierung von Bedeutungen mit intersubjektivem Geltungsanspruch, auch über Sprachgrenzen hinweg.

6 Einige verloren aufgrund dieser Veröffentlichung in direkter Folge ihre Anstellung.

7 NLP = Natural Language Programming [CS].

eingebettet in soziale (und auch ökologische) Verhältnisse zu verstehen (vgl. Bender et al. 2021, 618). Und weiter: den Mensch in den Mittelpunkt zu stellen.

Arthur Koestler hat aus humanistischer Haltung heraus 1967 unter dem Titel *The Ghost in the Machine* einige Grundannahmen der Lebenswissenschaften seiner Zeit in Frage gestellt, die er als „Four Pillars of Unwisdom“ charakterisierte. Drei davon sind an dieser Stelle interessant, auch als Impuls für weiterführende Diskussionen:⁸

- „(b) that mental evolution is the result of random tries preserved by ‚reinforcement‘ (rewards);
- (c) that all organisms, including man, are essentially passive automata controlled by the environment, whose sole purpose in life is the reduction of tensions by adaptive response;
- (d) that the only scientific method worth that name is quantitative measurement; and, consequently, that complex phenomena must be reduced to simple elements accessible to such treatment, without undue worry whether the specific characteristics of a complex phenomenon, for instance man, may be lost in the process.“ (Koestler 1967, 3)

Im Kern seiner Kritik an einer naturalisierten, quantifizierten und determinierten Lebenswissenschaft steht seine Bereitschaft, die Besonderheit und Freiheit des kreativen menschlichen Geistes zu verteidigen. Vor diese Aufgabe stellt uns die Welt der ‚Digitalen Kultur‘ erneut: Wenn das ‚Handwerk des Geistes‘ mit Hilfe von Rechenmaschinen verrichtet werden soll, sollte die Möglichkeit eingeräumt werden, dass der Geist – und seine Werke – nicht rückstandslos berechnet werden können.

2.2 Fokus 2: (Forschungs-)Daten. Gibt es Zielkonflikte in der Datenkuratierung?

Die Gefahr, dass eine große Datenmenge durch Auswahl oder durch Transformationsprozesse so vorstrukturiert ist, dass ein Gesamtsystem *bias* aufweist, wurde bereits gestreift. Zur Behebung wurde (vgl. Carroll et. al. 2020) unter anderem mit dem Ziel der Beteiligung indigener Gruppen an den sie betreffenden Datenprozessen ein Maßnahmenkatalog vorgeschlagen, der neben einer gesteigerten Partizipation der Betroffenen auch eine gerechtere Beteiligung dieser an den mit ihren Daten erstellten Produkten fördern soll. Unter dem Akronym CARE sollen ‚*Collective Benefit*‘, ‚*Authority to Control*‘, ‚*Responsibility*‘ und ‚*Ethics*‘ als Leitlinien einer guten Datenkuratierung im Sinne globaler Partizipation festgesetzt werden.

Gleichzeitig hat sich aber ein zweites Maximenbündel etabliert, das eine gute Datenkuratierung an ihrem Beitrag zu einer möglichst offenen Wissenschaftskultur –

8 „(a) that biological evolution is the result of random mutations preserved by natural selection“ ist ein hochinteressanter Beitrag zur zeithistorischen Diskussion der Grundlagen der Biologie.

mit Open Source, Open Access und Open Data – ausrichten will: Die FAIR-Maximen (vgl. Wilkinson et al. 2016) fordern ‚Findability‘, ‚Accessibility‘, ‚Interoperability‘ und ‚Reusability‘.⁹ Abgesehen davon, dass somit auch der Abbau genau der Schranken gefordert wird, die eine Kuratierung mit ethischen Zielen erst ermöglichen – denn eine ethische Entscheidung kann auch verlangen, dass man eine bestimmte Datenoperation unterlässt und hierfür eine technische Schranke fordert –, stellt sich ein ganz besonderer, aber versteckter und oft übersehener Zielkonflikt: (a) ‚Interoperabilität‘ fordert die automatisierte Datenverarbeitung von ohne menschlichen Mittler interagierenden Maschinen ein, (b) ‚Autorität der Kontrolle über die eigenen Daten‘ verlangt – und das liegt auf der Hand – eben genau nach dieser prüfenden Vermittlung. Vor allem mit Blick auf die komplexen Vermittlungsschritte des Datenkuratierungsprozesses wird die Brisanz dieses hier nur knapp skizzierten Zielkonflikts sichtbar (etwas ausführlicher Schröter 2024b, 203). Dass dieser Zielkonflikt in einer Phase auch ökonomischen Wandels durchaus auf globaler Ebene stattfindet, steigert seine Brisanz – sind hier doch lukrative Geschäftsmodelle zu entwickeln, so im Bereich „regulation and control of access to data, information and other cultural goods“, sodass ernsthaft mit der Gefahr der Bildung einer „global oligopoly“ zu rechnen sei (Schmücker 2024, 76). Nicht nur aufgrund dieser berechtigten Bedenken ist eine Beschäftigung der Geisteswissenschaftler*innen mit Fragen der digitalen Infrastruktur ihrer Forschung unumgänglich geworden, auch, um sich im Rahmen der Konsortien der Nationalen Forschungsdateninfrastruktur in einen gemeinsamen Aushandlungsraum möglicher Zukunftsgestaltung zu begeben. Der Prozess des Aufbaus *einer* NFDI – auch im engen Verbund mit den Akteuren im europäischen Raum und darüber hinaus – verlangt aufgrund der hiermit einhergehenden komplexen Gemengelagen und unterschiedlicher Fachkulturen oft politischen Weitblick und diplomatisches Feingefühl, möchte man sich dem Ziel einer wirklich Offenen Wissenschaft gemeinsam und nachhaltig annähern.¹⁰

3. Hochschulzukünfte – Wie ändern sich Fächer?

Computernutzung und ‚datengetriebene‘ Verfahren sind jedenfalls Teil der geisteswissenschaftlichen Forschung geworden. Sie haben – um eine Miszelle von Hans Blumenberg aufzugreifen – den „Stil“ der Geisteswissenschaften maßgeblich geprägt, und zwar über eine bloße „Mode“ hinaus (Blumenberg 1998). Sie stehen – folgt man Blumenbergs Differenz – in direkter Verbindung zum „Zeitgeist“: Dieser ist verdichtet und algorithmisiert, schreitet nicht mehr durch die gedruckten und geduldigen

9 Zu den FAIR-Prinzipien vgl. auch Apel 2024, 429–431 im ersten Band des Kompendiums.

10 Zu Forschungsdateninfrastruktur aus Perspektive der Fachinformationsdienste an (forschenden) Bibliotheken vgl. den Beitrag von Kim/Faßnacht in diesem Band.

Bibliotheken und Archive der Gutenberggalaxis, sondern pulst lichtschnell und flüchtig durch das digital vernetzte globale Dorf, das wir uns (irgendwie) auch mit Turing-Maschinen teilen.¹¹ Es fällt also gar nicht leicht, sie unter einen Begriff zu bringen.

3.1 Wandel von Fachkulturen in der Digitalisierung

Aufgrund dieser Voraussetzungen ist ein breites Spektrum möglicher Veränderungen denkbar, von einem vorsichtigen, tastenden Wandel bis hin zu einer disruptiven Revolution.¹² Die Bandbreite der Möglichkeiten reicht von einer fachlichen Neuausrichtung als Feinorientierung einer traditionellen Disziplin bis hin zu einer komplett neuartigen und vorbildlosen Arbeitsweise. So können einzelne Teilbereiche einer traditionellen Disziplin mit Hilfe digitaler Methoden die bekannten Fragen neu verhandeln, und zwar um „dieselben Ergebnisse, die auch ohne diese Technologie erreicht“ worden wären, „schneller und effektiver zu erreichen“ (Thaller 2017b, 13). Oder aber es werden Ergebnisse angestrebt, die prinzipiell „ohne sie [die Technologie] nicht erreichbar gewesen wäre[n]“ (Thaller 2017b, 13). Ganz praktisch werden sich alle gegebenen Fälle irgendwo zwischen einer vorsichtigen Erweiterung des Curriculums auf der einen und dessen grundlegender Reorganisation in allen Verbindungen mit Berufungspolitik, Qualifikationsschriften und Forschungsanträgen auf der anderen Seite des Spektrums verorten lassen, in seiner milden Form in zu erwerbenden Zusatzqualifikationen, in seiner radikalen Ausprägung in der Einrichtung von grundständigen oder weiterqualifizierenden Studiengängen.¹³

11 Zur Geschichte der digitalen Methoden, insbesondere zu einer eigenständigen „kontinentalen Tradition formaler Methoden in den Geisteswissenschaften“ vgl. Piotrowski 2024, 33–53 in Band 1.

12 Zur Beschreibung der Transformation der Geisteswissenschaften aus einer Perspektive innerhalb der AG Theorie des Fachverbands vgl. den Beitrag von Lucke in diesem Band. Dort wird auch ein apodiktisches Urteil gewagt: „Die viel zitierte Transformation der Geisteswissenschaften und ihrer jeweiligen traditionellen Wissenschaftskulturen durch die Digital Humanities, die sich parallel und scheinbar emergent zum geisteswissenschaftlichen Fächerkanon etabliert haben [...], ist bereits längst vollzogen.“ (Lucke, in diesem Band, 22)

13 Einen guten Überblick über die aktuelle Situation und methodische Herausforderungen ‚Digitaler Bindestrichfächer‘ – insbesondere auch deren Verhältnis zu den Digital (oder Computational) Humanities – bietet zum Beispiel Nunn 2024 für die Digitale Theologie oder Schmidt 2024 für die Digitale Archäologie.

3.2 Fokus 3: Digital Humanities als Großes Zelt?

Damit wären alle Voraussetzungen gegeben, um eine neue Fachdisziplin zu gründen oder eine vielleicht vorläufige oder experimentelle disziplinäre Neusortierung zu verstetigen – zumindest wenn man Thomas S. Kuhn und seinem historiographischen Schema der Paradigmenwechsel in der Wissenschaft folgen möchte (vgl. Kuhn 1976). Wissenschaft wird bei Kuhn als epistemische Praxis eingeübt. Hierfür gibt es „Lehrbücher, Vorlesungen und Laborübungen“, durch die der Wissenschaftler lerne, was Wissenschaft sei (Kuhn 1976, 57). Diese „Praxis der ‚normalen‘ Wissenschaft“ hänge „von der durch Mustererbeispiele erworbenen Fähigkeit“ ab, „Gegenstände und Situationen in ‚Ähnlichkeitsgruppen‘ zusammenzufassen, die unanalysierbar“ seien (Kuhn 1976, 211f.). Ein Wandel des wissenschaftlichen Paradigmas – vor allem ein ‚revolutionärer‘ – sei dann „die Veränderung eines Teils der Ähnlichkeitsbeziehungen“ (Kuhn 1976, 212). Die Personen, die Wissenschaft professionell betreiben, würden somit gemeinschaftlich entscheiden, wie das Feld ihrer Wissenschaft abgesteckt werde: „Gegenstände, die vorher in derselben Gruppe zusammengefasst waren, sind nachher in verschiedenen enthalten und umgekehrt“ (Kuhn 1976, 212).

Wissenschaft sei so immer eingebettet in soziale Systeme, in denen über geteilte und gemeinsam vermittelte Praktiken Konsens über die Spielregeln, aber auch den Zuschnitt eben dieser Wissenschaft selbst hergestellt werde – ein ‚Paradigma‘ werde kommunikativ, lernend und lehrend, vermittelt und so stabilisiert.

Die Digital Humanities sind „als Summe aller Versuche, die Informationstechniken auf den Gegenstandsbereich der Geisteswissenschaften anzuwenden“ (Thaller 2017b, 13), hierbei sehr ‚breit‘ und reichen von der Textarbeit über nichttextliches Material wie Bilder, Plastiken, Musikstücke, Tanz oder Architektur hin zu Auswertungsverfahren und Technikreflexion (vgl. Thaller 2017b, 13). Es ist festzuhalten: „Digitalisierung und Vernetzung haben unsere Welt verändert. Das gilt auch für die Gegenstände und Methoden der Wissenschaften im Allgemeinen und der Geisteswissenschaften im Besonderen.“ (Jannidis et al. 2017, XI) Dies sei ein „längerer Prozess“ der ‚Kristallisation‘ gewesen: Es gibt nun „Studiengänge [...], Professuren, Buchreihen, internationale Konferenzen unter der Bezeichnung ‚Digital Humanities‘“, und zwar an der „Schnittstelle zwischen den Geisteswissenschaften und der Informatik“ (Jannidis et al. 2017, XI). Die „frühesten Beispiele dafür finden sich [...] in den Fächern, die sich mit Texten beschäftigen, sei es im sprach- oder literaturwissenschaftlichen Sinn“ (Thaller 2017a, 3).¹⁴

14 Zur Geschichte der Digital Humanities und der schwierigen Abgrenzung von Humanities Computing (u. ä.) vgl. Vanhoutte 2013; zur schwierigen Definition vgl. Gibbs 2013.

3.3 Fokus 4: Digitale Geisteswissenschaften als zeitgemäße Erweiterung der ‚traditionellen‘ Fächer?

Dieser Gegenwartsdiagnose des Wandels der Geisteswissenschaften unter dem Eindruck der Digitalität und unter Nutzung digitaler Methoden schließt sich auch Sybille Krämer an¹⁵. Sie attestiert den ‚Digitalen Geisteswissenschaften‘ vier Eigenschaften, die historisch vorbildlos sind:

„(1) Der Übergang von klassischen zu prädiktiven, auf Statistik beruhenden Algorithmen [...], die nicht Gewissheit produzieren, sondern die Vorhersage von Wahrscheinlichkeiten. (2) Die enorm gesteigerte Rechenkraft der Hardware inklusive deren Vernetzungsmöglichkeiten [...]. (3) Die ‚Verdatung‘ der Forschungsgegenstände (Big Data) und der Einsatz von Forschungsv erfahren, die sich auf ‚Datenpopulationen‘ beziehen, welche von Menschenaugen nicht mehr überblickbar, geschweige denn rezipierbar sind [...]. (4) Die Visualisierung der Analyseergebnisse in menschenrezipierbarer Form [...].“ (Krämer 2024, 83)

Diese technischen, infrastrukturellen und organisatorischen Voraussetzungen würden nun allerdings nicht zu einem radikalen Umbruch, sondern zu einer fließenden Anpassung der Fächer führen:

„Die DH [...] ersetzen nicht die tradierten Geisteswissenschaften, sondern erweitern deren Methodenrepertoire. Werden die DH als genuiner – mit informatischem Wissen durchsetzter – Teil der Geisteswissenschaften anerkannt, zeichnet sich eine Revision am geisteswissenschaftlichen Selbstbild ab, soweit diese Interpretation und Hermeneutik zum Alleinstellungsmerkmal verabsolutiert.“ (Krämer 2024, 81)

Der Einsatz digitaler Methoden in den Geisteswissenschaften bedeutet demnach eine zeitgemäße Erweiterung des „Handwerks des Geistes“: mit Blick auf „Materialität und Medialität der zu interpretierenden Forschungsgegenstände“ vor allem „unter den zeitgenössischen Bedingungen computergenerierter Datifizierung“ (Krämer 2024, 81). Die ‚Digital Humanities‘ sind aus dieser Sicht kein „big tent“ [...], sondern eine informatisch durchdrungene geisteswissenschaftliche Teildisziplin, mit allmählich erst sich herausbildendem Methodenarsenal“, das sich als „Mischform“ aus „digitaler Literalität als Kulturtechnik“ und „quantifizierend-datenintensiven methodischen

15 Für eine kritische Analyse mit Fokus auf technische Methoden vgl. Dobson 2019; für eine Darstellung der Genese des und Kritik am ‚computational thinking‘ vgl. Berry/Fagerjord 2017. Für eine Abgrenzung zur klassischen Hermeneutik – und zum Wert einer „Kulturtechnik der Verflachung“ – vgl. Krämer 2023.

Verfahren“ charakterisieren lässt (Krämer 2024, 82). Dieser Wandel an der gegenwärtigen „Epochenschwelle allgegenwärtiger Metamorphose von Zeichen in Daten“ (Krämer 2024, 83) – den die Digital Humanities nicht bewirken, sondern sichtbar machen würden –, sei auch durch eine ausgeprägte Neigung zur Empirie geprägt. Diese Neigung führe auch zu einem „Methodenstreit [...] zwischen qualitativer, sinnverstehender Forschung und quantitativen, korrelationsbezogenen Analysen“ (Krämer 2024, 84). Dies sei nach einem Blick in die Wissenschaftsgeschichte allerdings wenig verwunderlich: Hätten doch „die Naturwissenschaften in der frühen Neuzeit, die Sozialwissenschaften und Ökonomie im 19. Jahrhundert“ diesen Streit bereits durchlaufen und nun habe er eben auch die Geisteswissenschaften erfasst (Krämer 2024, 84).

Der Gebrauch neuer, digitaler Werkzeuge kann hierbei auch verkoppelt werden mit einem tatsächlichen Nutzen, den diese bringen: Petra Gehring „möchte [...] die digitale Durchdringung gerade der komplexen Forschungsprozesse der Geisteswissenschaften nicht von den neuen Gerätegenerationen her denken“ und sieht sich und ihre Kolleg*innen nicht als „Test-Nutzer für zu fachfernen Zwecken entwickelte Software“. Sie plädiert daher klar für eine „auxiliäre‘ Funktion digitaler Forschungswerkzeuge in den Geisteswissenschaften“, vor allem auch unter dem Eindruck der Vielfalt sehr unterschiedlicher Werkzeuge auf dem „digitalen Schreibtisch“. Es brauche daher „primär Möglichkeiten, gegebene methodologischen Ansprüche besser, schneller, genauer, umfassender zu erfüllen – und nicht etwa eine ganz neue Methodologie. Oder gar ein neues Fach“ (Gehring 2024, 70).

3.4 Risiko I: Gibt es eine Arbeitsmarktperspektive?

In ihrem kurzen, aber weit rezipierten Blogbeitrag ‚Die drei Ordnungen. Das Weltbild der Digital Humanities‘ verweist Marjorie Burghart auf eine für sie erstaunliche Parallele der Arbeitsorganisation der Digital Humanities der Gegenwart zur agrarischen und feudalen mittelalterlichen Ständegesellschaft. Schwierigkeiten bereitet hier vor allem eine technikzugewandte und ganz praktische Beschäftigung mit dem ‚Handwerk des Geistes‘ in der ‚Digitalen Kultur‘:

„Jene, die arbeiten, übernehmen [...] die Produktion. In den Digital Humanities übernehmen diese Funktion diejenigen, die sich praktischen Aspekten und konkreten Umsetzungen widmen. Manchmal handelt es sich um Informatiker, die sich den Geisteswissenschaften geöffnet haben. Oft sind es passionierte Geisteswissenschaftler, die sich die Mühe machten, den Umgang mit den neuen Werkzeugen und Konzepten zu erlernen.“ (Burghart 2013)

Eine mühsam erworbene *digital literacy* wird aus ihrer Perspektive dabei sogar zum Karriererisiko:

„Zudem ergibt sich ein Teufelskreis: Beginnt ein junger Geisteswissenschaftler, sich in die Erstellung von DH-Ressourcen einzubringen und Kompetenzen in dieser Domäne zu entwickeln, ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass man vor allen anderen diese Fähigkeiten in Anspruch nimmt [...].“
(Burghart 2013)

Die Aussagen in diesem lesenswerten Beitrag sind hart, aber auch bereits über zehn Jahre alt. Seitdem hat sich viel getan. Die meisten dieser Entwicklungen greifen allerdings im akademischen Dienstleistungssektor – also in der Profilbildung neuer qualifizierter Tätigkeiten im Wissenschaftsmanagement, für die Forschungs(daten)infrastruktur oder auch im Research Software Engineering. Stellen im Mittelbau mit *wissenschaftlichem* Qualifikationsprofil und *explizit* digitaler Ausrichtung mit eigenen, unverwechselbaren Fragestellungen bleiben noch die Ausnahme. Mit dieser Herausforderung individueller akademischer Karrieren vergleichbar sind der Status und die Reputation von digitalen Teilprojekten strukturiert geförderter Forschungsverbünde: INF-Projekte in Clustern der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder oder in Sonderforschungsbereichen der DFG könnten (und können) durchaus genutzt werden, um digital arbeitende Nachwuchswissenschaftler*innen einzustellen, die eigenständig Forschungsfragen im Rahmen des Verbundthemas mit digitalen Methoden bearbeiten und diese Methoden auch abhängig von wissenschaftlichen Fragestellungen weiterentwickeln, anstatt ‚Auftragsentwicklungen‘ gemäß der Bedarfe anderer Teilprojekte vorzunehmen.¹⁶ Diese wenigen, aber zentralen (Teil-)Projekte der geisteswissenschaftlichen Forschungslandschaft können als Marker für Entwicklungstendenzen der Digitalität in den Geisteswissenschaften gesehen werden, auch für ihre Eigenständigkeit oder Abhängigkeit als wissenschaftliche (Teil-)Disziplin.

Zudem wird sich in der Praxis bald die Frage stellen, welchen Status wir den jungen Kolleg*innen zusprechen, die explizit digitale Studiengänge absolviert haben, und welchen Stellenwert die hier erbrachte Forschung – als Masterarbeit aber auch als Promotionsschrift – im Diskurs zugeschrieben bekommen wird. Dass sich hier Tätigkeitsfelder *jenseits* der Wissenschaft eröffnen, sei unbenommen. In welchem Umfang – und in welcher Anzahl – sich hier *wissenschaftliche* Karrieren entfalten werden, muss sich zeigen.

16 ‚Auftragsentwicklungen‘ dieser Art könnten ja auch – traditionell arbeitsteilig – von Kolleg*innen aus einer anderen Fakultät übernommen oder von spezialisierten Fachinformatiker*innen ausgeführt werden. Abgesehen davon, dass für Forschung z. B. in der Angewandten Mathematik die Komplexität der hier verhandelten Fragestellungen technisch oft unter der fachspezifischen Qualifikationsschwelle bleibt (dies hat auch mit kleinen Datenmengen und qualitativen Fragestellungen zu tun), ist zu fragen, ob der interdisziplinäre Dialog immer gelingt oder schlicht zu viel Kommunikationskosten mit sich bringt.

3.5 Risiko 2: Entsteht – wirklich – eine ‚Dritte Kultur‘?

Die Frage, wie Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften, *sciences* und *humanities*, zusammenarbeiten können und sollten, ist jedoch nicht neu – ebenso wie der Konflikt zwischen ‚harter‘ Anwendungsorientierung und ‚weicher‘ Reflexion sowie ‚reduktionistischen‘ und ‚pluralistischen‘ Forschungsprogrammen.

In seiner Rede-Lecture im Jahr 1959 fasst der Cambridge-Physiker John Percy Snow während seiner Zeit als Direktor der English Electric Co. und vor seiner Dienstzeit als Parlamentarischer Staatssekretär im britischen Ministerium für Technologie die gegenseitige Vorurteilkonfiguration der ‚Two Cultures‘ wie folgt zusammen:

„The non-scientists have a rooted impression that the scientists are shallowly optimistic, unaware of man’s condition. On the other hand, the scientists believe that the literary intellectuals are totally lacking in foresight, peculiarly unconcerned with their brother men, in a deep sense anti-intellectual, anxious to restrict both art and thought to the existential moment. And so on.“ (Snow 1964, 5)

Seine Hoffnung ist zu zeigen, wo die *humanities* ansetzen können, um eben nicht „uninteressiert“, „ängstlich“ oder „frei von jeder Voraussicht“ zu gelten. Ganz in diesem Sinne lässt Snow im 1963 verfassten Nachwort der Neuauflage seines Buches eine interessante Beobachtung einfließen, die ihm Anlass zu Hoffnung gab. In diesem ‚zweiten Blick‘ auf die ‚zwei Kulturen‘, aufbauend auf Reaktionen und Zuschriften in großer Zahl,¹⁷ betont er die intellektuelle Krise seiner Gegenwart, die in dem Verlust der gegenseitigen Gesprächsgrundlage gründe: „Persons educated with the greatest intensity we know can no longer communicate with each other on the plane of their major intellectual concern“ (Snow 1964, 60). Dies sei eine Gefahr für Kreativität, Wissenschaft und auch die Alltagswelt, vor allem, weil dadurch die zeitliche Selbstverortung und somit jede Hoffnung auf an einer wünschenswerten Zukunft ausgerichtete planvolle Handlung verloren gehen würde: „It is leading us to interpret the past wrongly, to misjudge the present, and to deny our hopes of the future. It is making it difficult or impossible for us to take good action“ (Snow 1964, 60).

Allerdings gebe es Anlass zu Hoffnung, wie die Verbindung naturwissenschaftlichen Trainings mit geisteswissenschaftlicher Unterrichtung über den Graben der Fachkulturen hinweg an den Spitzeninstitutionen der frühen 1960er Jahre in den USA bereits gezeigt hätte: Naturwissenschaftler*innen boten Veranstaltungen für „Nicht-Spezialisten“ an und „ernsthafte geisteswissenschaftliche Unterrichtung“ wurde Bestandteil des naturwissenschaftlichen Curriculums (Snow 1964, 69).

17 Zur umfangreichen und öffentlichen Debatte, die Snows Vorlesung nebst ihrer Erstpublikation auslöste, vgl. aus Perspektive der Bonner Republik Steinbuch 1968, 59 ff.

Gleichzeitig öffneten sich die Geisteswissenschaften nicht nur den naturwissenschaftlichen Inhalten, sondern auch deren Methoden – sie seien zunehmend nicht an „Legenden“, sondern an „Fakten“ interessiert und brächten ihre Expertise in übergeordnete gemeinsame Fragestellungen ein, „[...] in a variety of fields – social history, sociology, demography, political science, economics, government (in the American academic sense), psychology, medicine, and social arts such as architecture. It seems a mixed bag: but there is an inner consistency“ (Snow 1964, 70). Dabei stünde der Mensch im (humanistischen) Fokus: „All of them are concerned with how human beings are living or have lived – and concerned, not in terms of legend, but of fact“ (Snow 1964, 70). Eine (verbindende) Dritte Kultur gäbe es noch nicht, aber sie sei dabei, zu entstehen: „There are signs that this is happening“ (Snow 1964, 70 f.).

Ob diese ‚Dritte Kultur‘ – wie sie von Snow so pragmatisch wie optimistisch prognostiziert wurde – bis heute entstanden sei, ist bekanntlich diskutabel, vor allem unter der Rubrik ‚Inter- oder Transdisziplinarität‘. Stattdessen trat ein von Snow nicht vorgesehener Fall ein: die Geisteswissenschaften wurden aus dem Spiel genommen. Ein kluger Literaturagent ließ die Naturwissenschaftler*innen – gut kuratiert und lektoriert – für sich selbst sprechen und beanspruchte dabei das Schlagwort der ‚Dritten Kultur‘ für sich. John Brockman fasste bereits 1991 diese Dritte Kultur sehr eng und verlangt programmatisch, dass „scientists and other thinkers in the empirical world“ den Platz des ‚klassischen Intellektuellen‘ einnehmen und hierbei einen direkten Weltdeutungs- und Orientierungsanspruch erheben:¹⁸ Die Geisteswissenschaftler*innen werden hierbei – als nun obsoleter „middleman“ – ausgeschaltet (Brockman 1991). Für die Frage nach einer digitalen Zukunft der Geisteswissenschaften bedeutet dies: Egal ob man die Digital Humanities als Kandidat für eine realisierte Dritte Kultur sieht, oder ob man Digitale Methoden als Bindeglied und Brücke zwischen interdisziplinär zusammenarbeitenden Wissenschaftler*innen einsetzen will, um so eine Dritte Kultur zu konstituieren – das Risiko, dass hierdurch genuin geisteswissenschaftliche Fragestellungen und Arbeitsweisen erst unsichtbar werden, dann verloren gehen, ist bedenkenswert.

4. Abschluss

Abschließend ist festzuhalten: Über die Zukunft zu schreiben, ist immer ein Wagnis – es zu unterlassen, ebenfalls.¹⁹ Prognosen über die Zukunft abzugeben, bedeutet typischerweise, sich zu irren. Insbesondere Aussagen über ‚Technikzukunft‘ müssen

18 Brockman geht hier sehr weit: „rendering visible the deeper meanings of our lives, redefining who and what we are“ (Brockman 1991).

19 Es empfiehlt sich, für diese Fragen eine Professur für Digitale Philosophie einzurichten, die sich auch der Ideengeschichte und der Wissenschaftstheorie der DH widmen könnte.

prekär bleiben. Der Computereinsatz in den Geisteswissenschaften – ob als Digital Humanities, als Computational Humanities oder als digitale, ‚auxiliare‘ ‚Bindestrichwissenschaft‘ – ist ohne massive Technikabhängigkeit nun nicht mehr denkbar: Hardwareentwicklung, Zustand des weltweiten Nachrichtensystems und Konfiguration wie Kuratierungsgrad und Zugänglichkeit der einschlägigen Datenspeicher sind als technisches a priori Grundlage jeder Prognose, sollten jedoch nicht auch das Ziel des disziplinären Einsatzes digitaler Methoden bestimmen – geht es doch um einen ‚Methodenmix‘ hermeneutischer wie digitaler, qualitativer wie quantifizierender, verstehender wie abzählender Forschungspraktiken. Um auf einem für eine wissenschaftlich fundierte Politikberatung geeigneten Niveau eine belastbare Aussage zur Zukunft Digitaler Geisteswissenschaften zu treffen, die auch handlungsleitend werden könnte, wäre eine belastbare Untersuchung notwendig, die auf Methoden und Techniken der Technikfolgenabschätzung zurückgreift. Diese Untersuchung gibt es allerdings noch nicht, sodass es an dieser Stelle – unter Verzicht auf ein wackliges ‚Orakeln‘ – bei einer ‚Bausteinsammlung‘ bleiben muss. Ein Meinungsbild beteiligter Wissenschaftler*innen einzuholen, hätte nicht nur die vorliegende Arbeit gesprengt, sondern hätte auch notwendig enttäuscht, und zwar aus folgenden Gründen: (a) gibt es keine Definition davon, was Digital Humanities genau sind, und somit kein klares Auswahlkriterium der zu befragenden Personen²⁰; (b) es ist insbesondere ungeklärt, wie sich Digital Humanities zu Computational Humanities und zu digitalen ‚Bindestrich‘-Disziplinen verhalten²¹; (c) der Blick ‚von innen‘ aus der Disziplin muss immer unvollständig und verzerrt bleiben, sodass Meinungsbilder nur ein Element einer belastbaren Untersuchung bleiben können. Es würde auch einer systematischen und theoriegeleiteten Begriffsbildung bedürfen, denn „[o]hne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. [...] Beide Vermögen oder Fähigkeiten können auch ihre Functionen nicht vertauschen. Der Verstand vermag nichts anzuschauen und die Sinne nichts zu denken. Nur daraus, daß sie sich vereinigen, kann Erkenntniß entspringen“ (Kant KrV B 75). Auch digitale Eulen fliegen in der Dämmerung – in unterschiedlichen Disziplinen zu unterschiedlichen Tageszeiten. In den Geisteswissenschaften wird es wohl typischerweise die Abenddämmerung sein. Das ist aber nicht schlimm, denn dann haben sie auch im Sommer und trotz Klimawandel einen kühlen Kopf.²²

20 Die Frage nach einer Definition der DH ist nicht nur ‚nicht trivial‘, sondern hat auch bereits zur Entstehung eines eigenen Essay-Genres geführt. Vgl. Nunn/van Oorschot 2024, 13 ff. im ersten Band des Kompendiums.

21 Auch wenn die Liste von Sahle 2019ff. einen guten Startpunkt liefern könnte.

22 Ich möchte der anonym reviewenden Person für ehrliche Kritik danken als auch ganz besonders Christopher A. Nunn für ausführliche Gespräche im Anschluss und Frederike van Oorschot für den großzügigen Überarbeitungszeitraum. Der Text hat gewonnen, das ist die Hauptsache.

Literaturverzeichnis

- Apel, Jochen 2024: Forschungsdatenmanagement. In: Nunn, Christopher A./van Oorschot, Frederike (Hg.): Kompendium Computational Theology. Bd. 1: Forschungspraktiken in den Digital Humanities. Heidelberg, heiBOOKS: 427–440. DOI: 10.11588/heibooks.1459.c21925.
- Arnold, Florian 2024: Zukunft. In: Arnold, Florian/Bernhard, Johannes C./Feige, Daniel M./Schröter, Christian (Hg.): Digitalität von A bis Z. Edition Medienwissenschaft 104. Bielefeld, transcript: 409–418. DOI: 10.1515/9783839467657-042.
- Assmann, Aleida/Assmann, Jan 1994: Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis. In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Wiesbaden, Springer: 114–140.
- Bender, Emily M./Gebru, Timnit/McMillan-Major, Angelina/Shmitchell, Shmargaret 2021: On the Dangers of Stochastic Parrots. Can Language Models Be Too Big? In: FAccT '21: Proceedings of the 2021 ACM Conference on Fairness, Accountability, and Transparency. Association for Computing Machinery, New York/NY: 610–623. DOI: 10.1145/3442188.3445922.
- Berry, David M./Fagerjord, Anders 2017: Digital Humanities Knowledge and Critique in a Digital Age. Cambridge, Polity Press.
- Blumenberg, Hans 1998: ‚Zeitgeist‘ I. In: Blumenberg, Hans: Begriffe in Geschichten. Bibliothek Suhrkamp 1303. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 248–249.
- Brockman, John 1991: The Third Culture. https://www.edge.org/conversation/john_brockman-the-third-culture (abgerufen am 25.03.2025).
- Brown, Michelle L./Whaanga, Hemi/Lewis, Jason E. 2023: Relation-Oriented AI. Why Indigenous Protocols Matter for the Digital Humanities. In: Gold, Matthew K./Klein, Lauren F. (Hg.): Debates in the Digital Humanities 2023. Debates in the Digital Humanities. Minneapolis/London, University of Minnesota Press: 74–83.
- Burghart, Marjorie 2013: Die drei Ordnungen. Das Weltbild der Digital Humanities #dhih45. Aus dem Französischen übersetzt von Laura Roos, Anne Baillot und Mareike König. In: Hypotheses. Blog. Digital Humanities am DHIP. DOI: 10.58079/nknw (abgerufen am 18.08.2024).
- Carroll, Stephanie R./Garba, Ibrahim/Figueroa-Rodríguez, Oscar L./Holbrook, Jarita/Lovett, Raymond/Materechera, Simeon/Parsons, Mark/Raseroka, Kay/Rodriguez-Lonebear, Desi/Rowe, Robyn/Sara, Rodrigo/Walker, Jennifer D./Anderson, Jane/Hudson, Maui 2020: The CARE Principles for Indigenous Data Governance. In: Data Science Journal 19: 1–12. DOI: 10.5334/dsj-2020-043.
- Davidson, Cathy N. 2012: Humanities 2.0. Promise, Perils, Predictions. In: Gold, Matthew K. (Hg.): Debates in the Digital Humanities. Minneapolis/London, University of Minnesota Press: 476–489.

- Davis, Martin 2001: *The Universal Computer. The Road from Leibniz to Turing. Engines of Logic. Mathematicians and the Origin of the Computer.* New York, Norton.
- Dobson, James E. 2019: *Critical Digital Humanities. The Search for a Methodology. Topics in the Digital Humanities.* Champaign/IL, University of Illinois Press.
- Fiormonte, Domenico/Chaudhuri, Sukanta/Ricaurte, Paola (Hg.) 2022: *Global Debates in the Digital Humanities. Debates in the Digital Humanities.* Minneapolis/London, University of Minnesota Press.
- Good, Irving J. 1965 [1962]: PBI. In: Good, Irving J. (Hg.), *Phantasie in der Wissenschaft. Eine Anthologie unausgegorener Ideen.* Düsseldorf & Wien, Econ: 9–11.
- Gramelsberger, Gabriele 2023: *Philosophie des Digitalen zur Einführung.* Hamburg, Junius.
- Grunwald, Armin 2023: *The Hermeneutic Perspective on Modeling in Technology Assessment.* In: Grunwald, Armin/Nordmann, Alfred/Sand, Martin (Hg.): *Hermeneutics, History, and Technology. The Call of the Future. History and Philosophy of Technoscience.* London/New York, Routledge: 172–192.
- Gehring, Petra 2024: *Warum spricht viel für – und was wäre – auxiliäre Digitalität? Zwischen genuin geisteswissenschaftlicher digitaler Pragmatik und einer Wissenschaftsphilosophie digitaler Verfahren,* In: *Philosophy & Digitality* 1 (1): 67–72.
- Geiger, Jonathan D. 2023: *Daten / Forschungsdaten.* In: *AG Digital Humanities Theorie des Verbandes Digital Humanities im deutschsprachigen Raum e. V. (Hg.): Begriffe der Digital Humanities. Ein diskursives Glossar. Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften / Working Papers 2.* Wolfenbüttel. Version 2.0 2024. DOI: 10.17175/wp_2023_003_v2.
- Gibbs, Fred 2013: *Digital Humanities Definitions by Type.* In: Terras, Melissa/Nyhan, Julianne/Vanhoutte, Edward (Hg.): *Defining Digital Humanities. A Reader.* Farnham, Ashgate: 289–297.
- Hermes, Hans 1971: *Art. Algorithmus.* In: *HWPh. 1.* Basel, Schwabe: 154–162. DOI: 10.24894/HWPh.93.
- Jäger, Willi 2009: *Willi Jäger (11. Februar 1995).* In: Sellin, Volker/Zwies, Sebastian (Hg.): *Die Heidelberger Akademie der Wissenschaften im Spiegel ihrer Antrittsreden 1944–2008. Mit einem Verzeichnis ihrer ordentlichen Mitglieder 1909–2008. 100 Jahre Heidelberger Akademie der Wissenschaften.* Heidelberg, Winter: 734–738.
- Jannidis, Fotis/Kohle, Hubertus/Rehbein, Malte (Hg.) 2017: *Digital Humanities. Eine Einführung.* Stuttgart, J. B. Metzler.
- Kahn, Herman 1962: *Thinking about the Unthinkable.* New York, Horizon.
- Kant, Immanuel 1781: *Kritik der reinen Vernunft.* KrV [1781 A/1787 B] Akademie Textausgabe 4. Riga, Hartknoch.
- Koestler, Arthur 1967: *The Ghost in the Machine.* London, Hutchinson.

- Kittler, Friedrich A. 2004: Geschichte der Kommunikationstechniken. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas A. (Hg.): Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. 4. Teilband. HSK 13.4. Berlin/New York, De Gruyter: 3345–3357.
- Koselleck, Reinhart 1979: „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“. Zwei historische Kategorien. In: Koselleck, Reinhart: Die vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 757. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 349–375.
- Koselleck, Reinhart 2000: Die unbekanntete Zukunft und die Kunst der Prognose. In: Koselleck, Reinhart: Zeitschichten. Studien zur Historik. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1656. Frankfurt am Main, Suhrkamp: 203–221.
- Krämer, Sybille 2023: Should we really ‚hermeneutise‘ the Digital Humanities? A plea for the epistemic productivity of a ‚cultural technique of flattening‘ in the Humanities, In: Journal of Cultural Analytics 7 (4). DOI: 10.22148/001c.55592.
- Krämer, Sybille 2024: Digitale Geisteswissenschaften. In: Arnold, Florian/Bernhard, Johannes C./Feige, Daniel M./Schröter, Christian (Hg.): Digitalität von A bis Z. Edition Medienwissenschaft 104. Bielefeld, transcript: 81–92.
- Krauch, Helmut 2011 [1985]: Systemgestaltung als Hebammenkunst. In: Coenen, Reinhard/Simon, Karl-Heinz (Hg.): Systemforschung. Politikberatung und öffentliche Aufklärung. Beiträge von und im Umfeld von Helmut Krauch und der Studien- gruppe für Systemforschung. Kassel, Kassel University Press: 150–164.
- Kuhn, Thomas S. 1976: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Zweite revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage. suhrkamp taschenbuch wissenschaft 25. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Link, Christian 2004: Art. Zukunft; Vergangenheit. In HWPh. 12. Basel, Schwabe: 1426–1436. Basel: Schwabe. DOI: 10.24894/HWPh.4982.
- Noble, Safiya U. 2019: Toward a Critical Black Digital Humanities. In: Gold, Matthew K./Klein, Lauren F. (Hg.): Debates in the Digital Humanities 2019. Debates in the Digital Humanities. Minneapolis/London, University of Minnesota Press: 27–35.
- Nida-Rümelin, Julian/Weidenfels, Nathalie 2018: Digitaler Humanismus. Eine Ethik für das Zeitalter der Künstlichen Intelligenz. München, Piper.
- Nunn, Christopher A. 2024: Vom Gründungsmythos in die Peripherie ... und zurück?! Digital Humanities in der theologischen Forschung. In: KuD 70 (4): 318–334. DOI: 10.13109/keDo.2024.70.4.318.
- Nunn, Christopher A./van Oorschot, Frederike (Hg.) 2024: Kompendium Computational Theology. Bd. 1: Forschungspraktiken in den Digital Humanities. Heidelberg, heiBOOKS. DOI: 10.11588/heiBooks.1459.
- Paschen, Herbert 1999: Technikfolgenabschätzung in Deutschland. Aufgaben und Herausforderungen. In: Petermann, Thomas/Coenen, Reinhard (Hg.): Technikfolgenabschätzung in Deutschland. Bilanz und Perspektiven. Veröffentlichung des Instituts für Technikfolgenabschätzung und Systemanalyse ITAS 6. Frankfurt am Main/New York, Campus: 77–94.

- Piotrowski, Michael 2024: Schisma oder Renaissance? Zum Verhältnis von Computational Humanities and Digital Humanities. In: Nunn, Christopher A./van Oorschot, Frederike (Hg.): *Compendium Computational Theology*. Bd. 1: Forschungspraktiken in den Digital Humanities. Heidelberg, heiBOOKS: 33–53. DOI: 10.11588/heibooks.1459.c21901.
- Popplow, Marcus 2020: Zur Erforschung von Technikzukünften aus technikhistorischer Perspektive. In: Dobroć, Paulina/Rothenhäusler, Andie (Hg.): *2000 Revisited. Visionen der Welt von morgen im Gestern und Heute*. Karlsruher Studien Technik und Kultur 11. Karlsruhe, KIT Scientific Publishing: 41–58.
- Sahle, Patrick 2016: Digital Humanities als Beruf. Wie wird man ein „Digital Humanist“, und was macht man dann eigentlich?. In: *Akademie Aktuell*. Zeitschrift der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 56: 78–83. <https://badw.de/die-akademie/presse/zeitschrift-akademie-aktuell/einzelartikel-aa/detail/akademie-aktuell-jahrgang-2016-ausgabe-nr-56.html> (abgerufen am 16.08.2024).
- Sahle, Patrick 2019ff.: Professuren für Digital Humanities. <https://dhd-blog.org/?p=11018#12> (abgerufen am 16.08.2024).
- Schmidt, Sophie C. 2024: Archäoinformatik als Teil eines zukunftsfähigen Lehrplans der Archäologie. In: *Archäologische Informationen* 46: 73–92. DOI: 10.11588/ai.2023.1.105347.
- Schmücker Reinhold 2024: Conjectures about the digital change. In: *Philosophy & Digitality* 1 (1): 73–78.
- Schröter, Christian 2024a: Algorithmus. In: Arnold, Florian/Bernhard, Johannes C./Feige, Daniel M./Schröter, Christian (Hg.): *Digitalität von A bis Z*. Edition Medienwissenschaft 104. Bielefeld, transcript: 13–22. DOI: 10.14361/9783839467657-002.
- Schröter, Christian 2024b: Daten. In: Arnold, Florian/Bernhard, Johannes C./Feige, Daniel M./Schröter, Christian (Hg.): *Digitalität von A bis Z*. Edition Medienwissenschaft 104. Bielefeld, transcript: 71–80. DOI: 10.14361/9783839467657-008.
- Snow, J. P. 1964 [erweiterte Ausgabe zu 1959]: *The Two Cultures. And a second look*. Rede Lecture 1959. Cambridge, Cambridge University Press.
- Stalder, Felix 2016: *Kultur der Digitalität*. edition suhrkamp 2679. Berlin, Suhrkamp.
- Steinbuch, Karl 1968: *Falsch programmiert. Über das Versagen unserer Gesellschaft in der Gegenwart und vor der Zukunft und was eigentlich geschehen müsste*. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Thaller, Manfred 2017a: *Geschichte der Digital Humanities*. In: Jannidis, Fotis/Kohle, Hubertus/Rehbein, Malte (Hg.): *Digital Humanities. Eine Einführung*. Stuttgart, J.B. Metzler: 3–12. DOI: 10.1007/978-3-476-05446-3_1.
- Thaller, Manfred 2017b: *Digital Humanities als Wissenschaft*. In: Jannidis, Fotis/Kohle, Hubertus/Rehbein, Malte (Hg.): *Digital Humanities. Eine Einführung*. Stuttgart, J.B. Metzler: 13–18. DOI: 10.1007/978-3-476-05446-3_2.
- Vanhoutte, Edward 2013: *The Gates of Hell. History and Definition of Digital | Humanities | Computing*. In: Terras, Melissa/Nyhan, Julianne/Vanhoutte, Edward (Hg.): *Defining Digital Humanities. A Reader*. Farnham, Ashgate: 119–158

- Wilkinson, Mark D. et al. 2016: The FAIR Guiding Principles for scientific data management and stewardship. *Scientific Data* 3 (160018). DOI: 10.1038/sdata.2016.18.
- Wolfsteiner, Andreas 2018: Sichtbarkeitsmaschinen. Zum Umgang mit Szenarien. *Kaleidogramme* 160. Berlin, Kulturverlag Kadmos Berlin.

Appendix: Der Sachstand der DH. Zählen und Zahlen

Die folgenden beiden Online-Ressourcen sind für einen ersten Überblick über die Entwicklung der Digital Humanities als Hochschulfach zu empfehlen.

Digital Humanities auf dem ‚Portal Kleine Fächer‘

Digital Humanities zählen zu etwa 150 ‚Kleinen Fächern‘ in Deutschland und werden deshalb von der Mainzer Arbeitsstelle Kleine Fächer mit Förderung der Hochschulrektorenkonferenz kartiert. Das Portal liefert mit Stand dieses Beitrags folgende Zahlen: Im Jahr 2024 sind 39 Professuren für Digital Humanities an 30 Hochschulen eingerichtet – drei an Fachhochschulen und eine an einer privaten (konfessionellen) Universität, keine an einer musischen Hochschule. Die Kartierung zeigt eine ungleichmäßige und zur Anzahl der gegebenen Hochschulen unproportionale Verteilung über die Bundesländer (mit z. B. deutlicher Unterrepräsentanz von Baden-Württemberg in Hinblick auf sowohl die Anzahl der Hochschulen als auch deren Auszeichnung im Exzellenzwettbewerb). Abweichende lokale Bezeichnungen (z. B. ‚Methodik und Theorie Computerbasierter Geistes- und Sozialwissenschaften‘ an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen) werden teilweise stillschweigend normiert, in anderen Fällen werden auch hier einsortierte Stellen mit hinreichend ähnlicher Denomination aufgeführt (wie z. B. ‚Anwendungsbezogene digitale Methodik in den Geistes- und Sozialwissenschaften‘ an der Technischen Hochschule Mittelhessen, ‚eHumanities‘ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg oder ‚Computational Humanities / Text Technologies‘ an der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt am Main).

Der erste Lehrstuhl für das Fach wurde 2003 an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg eingerichtet. Seit 2010 steigen die Zahl der Standorte und die Zahl der Professuren der Digital Humanities stark an: Die Anzahl der Professuren ist seitdem ersten auf dem Portal möglichen Vergleichsjahr 2020 um 12 ½ Stellen angewachsen (also etwa ein Drittel), die Anzahl der Hochschulen von 21 im Jahr 2020 um neun gestiegen (also ebenfalls etwa ein Drittel). Der typische Fall ist eine unbefristete Professur für Digital Humanities pro Standort, in seltenen Fällen gibt es zwei, in zwei Ausnahmefällen wird eine deutliche Schwerpunktbildung sichtbar (drei Professuren an der Georg-August-Universität Göttingen und fünf an der Technischen Universität

Darmstadt). Eine tabellarische Übersicht über die vorhandenen Studiengänge ist leider nicht möglich,²³ allerdings kann an jedem Standort eingesehen werden, wie die verbundenen Studiengänge an diesem Ort benannt wurden. So wird sichtbar, dass es durchaus eingerichtete Studiengänge ohne unbefristete Professur, aber zum Beispiel mit einer befristeten Juniorprofessur gibt (z. B. an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg).

„Professuren in den Digital Humanities“ – ein Beitrag auf dem DH-Blog

Diesen ‚offiziellen‘ Zahlen lässt sich als Korrektiv wie als Bestätigung eine Auskunft aus den Digital Humanities selbst gegenüberstellen. Seit 2016 führt Patrick Sahle anlässlich eines kleinen Beitrags für ‚Akademie Aktuell‘ der Bayrischen Akademie der Wissenschaften zum Berufsbild der Digital Humanities (Sahle 2016) auf dem offiziellen Blog des Fachverbands ‚Digital Humanities im deutschsprachigen Raum DHd‘ eine Liste der hier einschlägigen Professuren. Maßgeblich sind hierbei Stellenausschreibungstexte, deren Veröffentlichungsdatum (nicht die Rufannahme oder der tatsächliche Stellenantritt) zählt und deren Denomination entscheidend für eine Aufnahme ist. Die Liste führt ebenfalls den Zeitpunkt der Besetzung, das Besoldungsniveau und den Namen der Person, die einen Ruf erhalten und in seltenen Fällen auch abgelehnt hat. Sahles Liste führt (Stand 15.08.2024) 142 Einträge, von denen 26 als ‚offen‘ markiert sind. Seit 2016 liegt die Anzahl der jährlichen Ausschreibungen bei mehr als zehn, mit einem Höhepunkt von 16 im Jahr 2021. Explizit nicht aufgenommen werden Ausschreibungen mit traditionellem Zuschnitt, die eine ‚besondere Berücksichtigung der DH‘ benennen.²⁴

Nach Sahle ist die Kohärenz des Begriffs der Digital Humanities 2016 noch prekär, was sowohl systematische Ursachen (wie die Frage der Zurechnung von Computerlinguistik oder Archäoinformatik) als auch historische Gründe habe, entstanden doch nach Sahle die DH dadurch, dass sich Professor*innen mit klassischen Lehrstuhldenominationen per ‚Selbstzuschreibung‘ in Digital Humanists verwandelten (Sahle 2016, 83).

Sahles Zusammenstellung wurde von Jan Horstmann und Christof Schöch jüngst als Landkarte visualisiert, um neben einer Chronologie auch eine räumliche Verteilung zur Hand zu haben und so „auch Hotspots oder ‚einsame Helden‘ der DH-Entwicklung zu identifizieren“ (Horstmann/Schöch 2024). Die beiden gehen davon aus, dass eine „zunehmende Verbreitung und Etablierung von DH-Professuren“

23 Zu einzelnen Fächern liegen aber bereits Detailstudien vor, die auch Studiengänge berücksichtigen, so Schmidt 2024 mit aufschlussreichen Visualisierungen für die Archäoinformatik.

24 Außerordentlich informativ sind die nachgeführte Liste der Professuren, die eben nicht aufgenommen wurden (mit Begründungen in variierender Ausführlichkeit) sowie ein Fußnotenapparat mit teils detaillierter Diskussion der Entscheidungsgrundlage.

festzuhalten sei und so „die Digital Humanities eine zentrale Rolle in der Zukunft der Geisteswissenschaften spielen“ würden (Horstmann/Schöch 2024).

Eine gesonderte Kartierung der globalen DH-Aktivitäten ist zurzeit in Trier unter Schöch im Aufbau begriffen (Schöch 2024). Sie soll in ihren Ausbaustufen auch Wissenschaftler*innen im Mittelbau berücksichtigen.

Literaturverzeichnis

Horstmann, Jan/Schöch, Christof 2024: DH-Professuren im deutschsprachigen Raum visualisiert. <https://dhd-blog.org/?p=21260> (abgerufen am 25.11.2025).

Verzeichnis erwähnter Internetauftritte (alle abgerufen am 25.11.2025)

Arbeitsstelle Kleine Fächer. Portal Kleine Fächer: <https://www.kleinefaecher.de/kartierung/kleine-faecher-von-a-z/digital-humanities>

Sahle, Patrick (2019ff.). Professuren für Digital Humanities. URL: <https://dhd-blog.org/?p=11018>

Sahle, Patrick 2016–2018: Zur Professoralisierung der Digital Humanities. <https://dhd-blog.org/?p=6174>

Schöch, Christof 2024: Mapping the Digital Humanities, vo.1.0, March 2024. <https://dhtrier.quarto.pub/dhmap/>